

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Rehner'schen Buchhandlung.

Die Tochter des Nebenbuhlers.

Roman nach fremdem Motiv frei bearbeitet von Ilka Sek.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Lucy fuhr empor. Sie meinen doch nicht Gräfin Englsfeld? frug sie zurückbebend. „Nein, ich meine Fräulein Wyniat.“ „Dann irren Sie sich. Ein Fräulein Wyniat war niemals meine Schulfreundin.“

„Das ist sonderbar. Sie selbst nannte sich so.“

„Merkwürdig. Kennen Sie ihren Vornamen?“

„Ja — Lili.“

Lucy stuzte von Neuem.

„Sie scheinen sich nun doch an sie zu erinnern,“ sprach der Doktor lächelnd.

„Soll ich Fräulein Wyniat sagen, daß Sie sich freuen, sie wiederzusehen?“

„Ich weiß nicht, was ich denken soll — was sagen. Lili war früher meine theuerste Freundin. Wie sie an meinem Freunde gehandelt, läßt sich niemals vergessen!“ Und ihre Augen wanderten zu Percival

„Wollen wir das Gespräch abbrechen, der Kranke wird unruhig. Wir müssen sie Tropfen haben. Also — darf Fräulein Wyniat Sie aufsuchen?“

„Doch nicht hier? Er könnte sie sehen, nein, nein!“

„Das hat ja nichts zu sagen. Unser Patient kennt das Mädchen nicht. Der Name war ihm fremd.“

„Weder er noch ich könnten sie unter

Fräulein Lucy.“ sprach Pennington sehr ernst, „Lili kann niemals ein Unrecht, und wäre es noch so gering, begangen haben. Ihr Vorwurf muß in einer anderen Ursache gesucht werden. Es ist eine falsche Anklage, die früh oder spät sich aufklären wird.“

„Es ist mir leid, Herr Pennington, Ihren Glauben an das Mädchen zu entkräften. Auch Sie unterliegen einer Täuschung.“

„Ich werde mir die Freiheit nehmen, meinem Glauben treu zu bleiben,“ entgegnete er mit Wärme. „Fräulein Lucy, ich versprach, Ihren Freund zu heilen. Erlauben Sie mir, Fräulein Lili herzuführen. Es ist das einzige Mittel, dem Patienten Genesung zu bringen.“

„Nein, nein,“ rief sie voll Bitterkeit; „Lili darf nicht herkommen. Nur das nicht.“

„Wie Sie wollen,“ erwiderte Doktor Pennington etwas steif. „Ich werde meinen Assistenten mit der Medizin schicken. Sollten Sie mich oder Fräulein Wyniat benötigen,

so rufen Sie mich. Das Fräulein ist die Ober-Aufseherin im Hauptspitale, doch will ich Ihnen eine unnötige Begegnung ersparen. Fleetwood wird sich mit Aufmerksamkeit Ihrem Kranken widmen.“



Die Tochter des Nebenbuhlers. Ihre Arme umschlangen seinen Nacken.

dem angenommenen Namen Wyniat. Lili wäre ihm nicht fremd gewesen; aber sie darf um keinen Preis herkommen. Bitte, verhindern sie es. Lili hat meinen Freund auf eine Weise verletzt, daß es keine Worte gibt, ihre Handlungsweise wieder gut zu machen.“

„Sie zürnen mir,“ sprach Lucy mit bebenden Lippen. „Ich hatte gehofft, in Ihnen einen Freund sowohl als Vetter zu finden.“

„Fräulein Lili ist mir eine erprobte Freundin; ist es nicht natürlich, daß ich sie warm vertheidige? Leben Sie wohl, Cousine!“ Mit artiger Verbeugung verließ er die Krankenzelle.

„Lili hier!“ murmelte das Mädchen. „Armer Percival! Sie wird doch nicht wagen, ihn sehen zu wollen? Und ihr Mann — Graf Englesfield — wie kommt er dazu, seine Frau hier unter fremden Namen auftreten zu lassen?“

Sie nahte sich wieder dem Bette des Vermundeten. Sachte legte sie ihren schönen Mädchenkopf auf die raue Decke und streichelte sanft die matt herabhängende Rechte Percival's.

„Lucy,“ sprach dieser, „Sie haben doch mein Schreiben an Lili? Verlieren Sie es nicht, es wird sie vielleicht doch einmal erfreuen, sie trösten, daß ich ihr vergab. Wenn Sie sie sehen, sagen Sie ihr noch einmal, wie sehr ich sie geliebt habe. Grüßen Sie mir auch beide Eltern, meine Gedanken weilen stets bei Ihnen; Stanley überbringen Sie den letzten Gruß seines Bruders; heldenmüthig fand er den Tod auf dem Schlachtfelde.“

„Percy, warum diese Gedanken?“ sprach Lucy mit blutendem Herzen. „Sie müssen und werden leben; raffen Sie sich aus Ihrer ohnmächtigen Schwäche auf, uns — mir zu Liebe.“

Percival schüttelte nur matt das Haupt.

„Liebes Kind, weinen Sie nicht, aber mit mir geht es zu Ende. Wie unruhig sich Alles um mich her bewegt. Feuer schein erhellt die Wände, sehen sie dort die Flammen?“

Lucy bangte um das Leben ihres Freundes. Sie legte ihm Eisumschläge auf die fieberheiße Stirne. Endlich kam der Assistent Doktor Fleetwood, doch auch dieser vermochte Percival nicht zu beruhigen.

Fünf Tage und Nächte kämpfte er mit dem Leben. Im Delirium rief er unermüdblich nach Lili.

„Herr Doktor,“ sagte Lucy in Todesangst, „wenn ich jenes Mädchen, das einstmal seine Braut war, ihm aber jede Hoffnung nahm, indem sie eines andern Mannes Frau wurde, wenn ich dieses Mädchen, deren Namen er so leidenschaftlich ruft, zu ihm führte, könnte das Nutzen oder Schaden bringen?“

„Wenn es schnell ausführbar ist, könnte es vielleicht die einzige Rettung sein, welche ihn am Leben erhalten würde. Die Berührung ihrer Hand dämpft vielleicht das Fieber, die Stimme wird seine rastlose Phantasie besänftigen.“

„Ja, ach ja. Gehen Sie zu Doktor Pennington, ich lasse ihn bitten, Fräulein Wyniat herzubringen. Wenn es nöthig ist, werde ich indessen ihre Abtheilung übernehmen.“

„Ich gehe augenblicklich hinüber; wir haben nicht viel Zeit zu verlieren.“

Der ängstlich harrenden Lili brachte Doktor Pennington bei seiner Rückkehr insofern wenig Erfreuliches, als er ihrer Sehnsucht nach Lucy die Hoffnung und den Muth raubte, danach zu streben.

„Ich habe Ihren Auftrag wörtlich ausgerichtet, Fräulein Wyniat,“ antwortete er auf ihre bebende Frage. „Fräulein Camberley hat sich jedoch von dem Gefühle der Freundschaft losgelöst, daß sie einstens verband. Insbesondere wirft sie Ihnen den Namen Wyniat vor, und als solche seien Sie ihr gänzlich fremd.“

„Es war der Name meiner armen Mutter. Ich führte ihn in London, aus Angst, man könne mich unter dem Namen meines Vaters entdecken. Ich heiße Vernon, Herr Pennington. Nun, wo ich volljährig bin, habe ich nicht nöthig, mich der Vormundschaft meines Stiefvaters mehr zu entziehen. Ich will weder Lucy, noch irgend Jemanden unnäherweise irreführen. Bitte, sagen Sie ihr dieses von mir.“

„Nein, Lili, warten Sie, daß man zu Ihnen kommt. An Fräulein Camberley ist es, den ersten Schritt zu thun.“

Lili's Augen wurden feuch. „Ich hatte Lucy so unendlich gerne, aber wenn sie selbst mich nicht zu sehen wünscht, will ich mich ihr nicht aufdrängen.“ Damit war das Gespräch beendet, bis Fleetwood erschien und Pennington um ein Wort bat.

„Fräulein Vernon,“ sprach Pennington, als er in Kürze wiederkehrte. „Drüben ist ein Schwerkranker. Man sucht eine aufopfernde Pflege für ihn. Wollen Sie mitkommen?“

„Kann man mich hier entbehren?“ „Sein Leben hängt nur mehr an einem schwachen Faden, Sie kennen Niemand vom Devon'schen Regimente.“

„Nein; ich habe wenig Umgang mit Militär. Ein General Lester ist mir von früher her bekannt, doch seit Jahren schon ist er mir aus dem Gesichtskreis verschwunden.“

„Hatte er einen Sohn?“ „Ein Ausdruck schmerzvoller Bewegung beschattete ihre kummervollen Züge.“

„Ja,“ erwiderte sie kaum hörbar. „Percival Lester ist mein Kummer und meine Liebe.“

„Und Sie würden zu ihm eilen, wenn Sie ihn krank wüßten?“

„Ja, und müßte ich bis an das Ende der Welt wandern, um ihn zu finden!“

„So kommen Sie,“ sprach er feierlich. „Er liegt drüben; Lucy Camberley ist seine Krankenwärterin. Die Wissenschaft hat ihn aufgegeben, vielleicht haben Sie die Macht, ihn zum Leben zurückzubringen. Nur Eines noch — und Ihr Wort darauf. Wenn sein Arzt einen schädlichen Einfluß bemerkt, müssen Sie den Kranken sofort verlassen.“

„Ich verspreche es,“ murmelte sie kaum hörbar; Freude und Kummer trieben ihr Blut heftig durch das pochende Herz.

XLVII.

Lili Vernon unterdrückte mit aller Gewalt den Aufschrei ihres jahrelangen Kummers, als sie die Zelle betrat, wo

Percival Lester auf einem dürftigen Lager ausgestreckt lag. Ihr heißer Blick haftete so sehnsuchtsvoll auf seinen todtenblaffen Zügen, daß sie Lucy kaum am Fußende des Bettes gewahrte.

Verworrene Laute kamen ab und zu von den Lippen des Kranken und ruhelos warf sich der Körper umher.

„Lili, Lili,“ murmelte er wieder, „versprich mir, mich nicht zu verlassen, nicht wahr, Du bist mir treu!“ Mechanisch wandte er den Blick seitwärts.

Lili sank vor ihm nieder. „Mein, Perci, immer, immer, will ich bei Dir bleiben,“ hauchte sie und Thränen brachen unaufhaltsam aus ihren Augen.

Sofort wurde Percival ruhiger. Er horchte auf, wie Jemand, der im fieberhaften Traume ein Bild — eine Vision festzuhalten trachtet und noch einmal rief er ihren Namen.

„Ich bin bei Dir, mein Geliebter,“ antwortete Lili, „nie werde ich Dich mehr verlassen, wenn Du es nicht wünschst.“

Und ohne seine Hand mehr freizugeben, hielt sie dieselbe an ihre Wange.

Die erlöbende Unruhe hörte ganz auf, ein sanfter Schlaf umfing ihn.

Lucy sah mit bitterer Wonne den Einfluß, welchen Lili's Erscheinen auf den Kranken ausübte. Der Schlaf konnte Heilung bringen und — war das nicht Alles, was sie ersehnte?

Leise entfernte sie sich mit beiden Doktoren.

„Nun, habe ich nicht die richtige Arznei verschrieben?“ frug Pennington milde.

„Alles, Alles, wenn es sein Leben erhellt. Aber, Graf Englesfield? Was wird er sagen, wenn er davon hört?“

„Graf Englesfield?“ wiederholte Doktor Pennington befremdet. „Wie kommen Sie zu dieser Frage? Ich kenne den Grafen gar nicht.“

„Und leben mit seiner Frau auf diesem Freundschaftsfuß!“

„In der That, das höre ich zum erstenmal.“

„Aber Herr Pennington,“ rief Lucy nun wirklich ärgerlich aus, „Lili kann Sie doch unmöglich so weit getäuscht haben, Ihnen ihre Ehe zu verheimlichen.“

„Fleetwood, lieber Kollege, sehen Sie einmal nach unserem Kranken.“

„So, jetzt lassen Sie hören, Lucy, was das für Geschichten sind. Ich bin, aufrichtig gesagt, ungemein gespannt, der Sache auf den Grund zu kommen.“ Und Pennington zog Lucy in eine dunkle Fensternische, sobald sie allein waren.

„Ich kenne Fräulein Vernon unter ihrem mütterlichen Namen, womit sie, um der Verfolgung ihres Stiefvaters zu entrinnen, sich der Deffentlichkeit zu entziehen glaubte.“

„Und unter diesem Deckmantel ihre Treue brach, um heimlich einen Anderen zu heirathen.“

„Wollen Sie mir sagen, wann das geschah?“ frug Pennington sehr ernst.

Lucy verdroß die Ausdauer, mit welcher Pennington die Handlungsweise Lili's zu

vertheidigen suchte. Sie antwortete deshalb etwas steif: „Sie können jede Auskunft haben. Lili Vernon wurde am 14. November 1881 in London mit Hugo Graf Englefield getraut. Ich denke, das wird Ihnen genügen.“

„Noch nicht ganz, Fräulein Camberley. Ich möchte noch hören, woher Sie das wissen.“

„Die Anzeige war in jedem Londoner Zeitungsblatt zu lesen.“

„Der Vormund des Fräuleins könnte es hineingesetzt haben.“

„Wir ließen die Abschrift aus dem Kirchenbuche kommen. Warum vertheidigen Sie Gräfin Englefield noch weiter?“ sagte Lucy ärgerlich. „Es liegt doch klar auf der Hand, daß auch Sie getäuscht worden sind.“

„Wenn Einer von uns Weiden im Irthum über Fräulein Vernon gelebt hat, so sind Sie es gewesen, Lucy, nicht ich. Ich habe das Fräulein unter meiner ärztlichen Pflege gehabt, seit dem Tage, als sie Moulton verließ. Die Zeit, welche sie angab, lebte sie zwar in London, doch einsam und krank bei ihrer treuen Dienerin. Ich kann Ihnen Zeugen bringen, daß Lili an jenem Tage unfähig war, das Bett zu verlassen und lange brauchte, sich wieder herzustellen. Ihre Jungfer Esther und ich haben Sie gepflegt, bis sie sich entschloß, mit meiner Schwester dem frommen Werke einer Krankenpflegerin sich zu widmen. Ich kann bis heute all' ihre Handlungen angeben und für die Wahrheit derselben einstehen.“

Lucy Camberley ward aschgrau im Gesichte.

„Ist das auch wirklich wahr?“ hauchte sie.

„Wie das Wort in der Heiligen Schrift.“

„Und die Heirathsanzeige?“

„Kann sich unmöglich auf Fräulein Vernon beziehen.“

Lucy kämpfte mit den widerstreitendsten Gefühlen.

„Wem soll ich glauben?“ stammelte sie.

„Glauben Sie nur ruhig meinen Worten, Lucy. Ich will Ihnen noch mehr sagen. Fräulein Vernon sagte mir gleich im Beginne unserer Bekanntschaft von ihrer Brautenschaft mit Herrn Lester und hat in ihren kummervollen Tagen nie aufgehört, ihn zu lieben. Einsam, zurückgezogen verlebte sie die Zeit, nur in dem Gedanken an ihre Liebe, während ihrer Hände Arbeit kümmerlich die nothwendige Existenz erwarb. Einmal wagte sie sich sogar zurück, um selbst zu erfahren, warum Percival Lester all' ihre Briefe unbeantwortet ließ.“

„Wann war das?“

„Im Jahre 1881, unmittelbar nach Weihnachten.“

„Percival war damals bei uns auf Schloß Camberley,“ entgegnete Lucy, milde gestimmt. „Armer Percival, wie viel Kummer verursachte ihm damals jene Anzeige.“

„Sein Kummer hat nun ein Ende gefunden, Fräulein Lucy. Ich freue mich

mit Ihnen ihres wiedergefundenen Glückes — mein eigenes will ich freudig ihr opfern, denn mit Lili's Glück gebe ich mein Hoffen auf.“

„Sie lieben sie und doch entsagen Sie zu ihrem Glück?“

„Lucy, wahre Liebe ist bescheiden; sie liebt auch ohne Hoffnung, wenn sie das Glück des Anderen im Entsagen erkennt.“

„Ja, das Herz ist der geheiligte Tempel echter Liebe,“ erwiderte sie in Bewunderung seines edlen Sinnes. „Ich will trachten, Ihnen gleich zu werden. Sie haben mir Ihr Herz entdeckt, zum Dank dafür will ich Ihnen auch mein Geheimniß offenbaren. Ich liebe Herrn Lester.“

„Armes Kind! Ich habe es mir wohl gedacht. Aber auch Sie stehen vereinsamt. Percival kann Ihnen ein Freund sein und nichts mehr; sein Herz gehört Lili Vernon.“

„Ich weiß; er hat es mir wiederholt gesagt.“

„Lucy, wir theilen ein gemeinsames Weh, lassen Sie es uns muthig tragen. Der Lohn wird uns nicht fehlen, blicken wir in das Auge Derjenigen, denen wir unsere Liebe geopfert.“

„Ja,“ sprach sie milde, „wenn Nacht und Trübsal uns befällt, wollen wir an der Morgenröthe ihres Lebens uns neu erquicken. Ich will zu Lili gehen, ihr mit einem leisen Kusse stumme Abbitte thun und dann die Pflichten im Hauptspitale übernehmen. Sie darf sein Lager nicht mehr verlassen.“

Ganz sachte huschte sie zu dem Bette, wo Percival in regelmäßigen Athemzügen an einem sanften Schlummer sich labte. Lili lag noch immer auf den Knien, daneben die Hände fest um die seinen geschlungen. Ein Ausdruck engelhafter Reinheit und Glückseligkeit ruhte auf Beider Zügen.

Auch der letzte Schatten eines Zweifels mußte dieser hingebenden Liebe weichen — nein, Lili war unschuldig, was auch geschehen sein mochte.

Lucy nahte sich dem Mädchen, küßte ihre Stirne und wollte gehen. Da wandte Lili den Kopf, erhob den Blick ihrer dunklen Augen und beide Freundinnen hatten sich wieder gefunden.

Percival's wiederkehrendes Bewußtsein war nicht dem Erwachen eines Traumes gleich; er glaubte vielmehr jetzt erst zu träumen, als er Lili am Rande seines Bettes knien sah.

Ihre Arme umschlangen seinen Nacken und Worte heißer Liebe hauchte sie wonnetrunken an seinem Halse.

„Lili,“ begann er zögernd ängstlich, „sage, bist Du es wirklich, oder ist es ein Schatten, den ich vor mir sehe?“

„Nein, Perci, ich bin es wirklich. Und hier bleibe ich fortan. Die drei Jahre sind vorbei, Niemand hat mehr ein Recht, über mich zu verfügen.“

„Die so heiß ersehnte Zeit Deiner Volljährigkeit ist glücklich gekommen. Ach, wie oft haben wir davon gesprochen. Weißt Du auch, Lili, ich habe einen bösen Traum

gehabt,“ und wie abwehrend strich er mit der Hand über die Stirne. „Ich dachte, Du wärest mir nicht mehr gut und hättest einen anderen Mann geheiratet. Wo ist Lucy, sie muß es genau wissen.“

„Quäle Dich nicht länger mit bösen Träumen, mein Perci,“ antwortete sie beruhigend.

„War es wirklich nur ein Traum?“

„Gewiß, wie könnte ich heirathen, wenn ich Dich liebe.“

„Wie sanft Deine Stimme klingt, mein Herz; sage mir noch einmal, daß Du mich liebst; es thut so wohl.“

„Mein ganzes Denken und Fühlen gehört Dir in alle Ewigkeit,“ erwiderte sie.

„Und wann wirst Du mein Weib?“

„Wann Du mich ruffst. Ich bin jede Stunde bereit, Dein zu werden.“

Die Rekonvaleszenz schritt schnell vor sich. Percival genas so weit, daß er mit anderen verwundeten Offizieren nach Cairo gebracht werden konnte und Lili ging mit ihm.

Überall drang das Gerücht seiner romantische Liebe hin und die halb darauf vollzogene Hochzeit Lili's und Percival Lester's wurde als freudiges Ereigniß in allen Kreisen beglückwünscht. Die Zeitungen brachten einen langen Artikel darüber.

Der Zufall spielte Graf Englefield das Blatt in die Hände. Grimmig ballte er es zusammen und warf es auf den Tisch.

„Allem zum Trost mußten die Zwei sich nun doch finden,“ brummte er vor sich hin. „Und gerade jetzt, wo ich Geld von dem Alten brauche. Pah, er ist doch zu feige, mich anzugreifen.“ Blikartig zuckten seine Augen vor heimlicher Wuth.

„Hugo,“ sagte Gräfin Englefield, „wer ist Lili Vernon, deren Namen ich unterzeichnete? Da lese ich eben von ihrer Trauung; armes Mädchen, die Beschreibung ihres Wiedersehens in Egypten klingt fast märchenhaft.“

Der Graf riß ihr das Papier aus der Hand und warf es in einen Papierkorb. Sie ahnte nichts Gutes, sein heftiger Charakter hatte ihr schon viel bittere Thränen gekostet, schüchtern verließ sie das Zimmer.

Warrington hatte das Inserat gleichfalls in seinem Arbeitszimmer gelesen. Fremd starrte er die Buchstaben an und las es wieder und wieder.

Nun erhob er sich und schritt schwerfällig zum Glockenzug. Die Jahre hatten ihm den Stempel der Zeit auf die Stirne gedrückt; er war alt geworden. Der rege Geschäftsgang lag größtentheils auf den Schultern seines Buchführers, Herrn Martin.

„Martin,“ begann er schwach, „was soll das heißen? Wie kommt die Ente in diese Zeitung? Sie waren doch selbst dabei, als meine Stieftochter den Grafen Englefield heirathete?“

„Ich war Zeuge einer Trauung, gewiß; ich könnte jedoch nicht schwören, daß jene Dame ihre Stieftochter gewesen.“

„Sie kannten ja Fräulein Vernon.“
 „Jene Dame in London unterschrieb sich mit diesem Namen. Gesehen habe ich Fräulein Vernon niemals in der Nähe, wie Sie wissen, und sagte schon damals, wie sie sich erinnern werden — daß ich sie sehr gealtert fand.“

„Ja — ja, ich entsinne mich.“ Er wollte sich erheben, sank aber wieder kraftlos in den Lehnstuhl zurück. Ein Nebel legte sich vor seine Augen.

„Holen Sie mir Wasser,“ sagte er matt und Martin entfernte sich.

Einige Züge erfrischten seinen Körper und mit Martin's Hilfe gelangte er nach Hause.

„Martin, ich komme vor morgen nicht zurück. Besorgen Sie das Nöthigste im Geschäft; ich verreise auf einen Tag.“

XLVIII.

Warrington begab sich ohne Aufenthalt nach Westleigh, dem Gute des Grafen Englesfield. Nur mit Mühe unterdrückte er eine heftige Aufregung. Neugierlich ließ er sich's jedoch nicht merken und erreichte spät Abends das Gut.

Er verließ den Mietwagen, befahl dem Kutscher zu warten, schritt langsam die breiten Stufen der Treppe hinauf und klingelte.

Es wurde geöffnet. Auf seine Frage erhielt er zur Antwort, daß Gräfin Englesfield die Tafel bereits verlassen habe und sich im Wohnzimmer befinde. Der Herr Graf sei noch beim schwarzen Kaffee. Ein unheimlicher Blick schoß aus den tief eingefallenen Augenhöhlen des Bankiers.

„Sind Sie den Grafen nicht,“ antwortete er artig. „Ich werde Gräfin Englesfield aufsuchen.“ So trat er ungehindert in das Wohnzimmer.

Die junge Frau ruhte auf einer Causeuse neben dem Ofen. Ein weicher Cashmir kleidete ihre Gestalt zum Vortheil und hob die schönen Formen hervor. Ihr dunkler Kopf lag rückwärts gebeugt auf der Lehne, der müde Ausdruck ihres Gesichtes war Mitleid erregend.

Vier Jahre tyrannischer Herrschaft hatten ihre Schönheit und Jugend untergraben; Nelly glich in keiner Weise mehr der Stieftochter des Bankiers.

„Die Ehe, einstens der einzige Wunsch, der sie besaß, hatte ihren Erwartungen wenig entsprochen. Seit dem Tage, da Graf Englesfield mit der Versicherung, sie zu seinem Weibe zu machen, ihre Hütte betrat, hatte sie ihr Kind niemals wieder gesehen. Es lebte bei Freunden, die regelmäßig dafür bezahlt wurden, und ihre kurzen Briefe wurden von ihrem Manne streng kontrolliert. Von ihrer Ehe durfte sie niemals Erwähnung thun.“

So verbrachte sie ihr freudloses Dasein; die Sehnsucht nach ihrem Kinde raubte ihr jede Freude und gern hätte sie ihr glänzendes Loos mit dem früheren vertauscht, um diese Sehnsucht stillen zu können.

Ihr Gatte ließ sie stündlich diese Geringschätzung fühlen. Auch nur ein Atom von Liebe oder Mitleid war bei seiner Robheit nicht zu erwarten und der sinnliche Reiz war bald verrauscht. — Nelly war dem Grafen

nur mehr eine Last, die er gewissenlos abgeschüttelt hätte, wenn er es gekonnt. So hoffte er doch noch, vom Bankier Geld durch sie zu erpressen, und nur deshalb duldete er ihre Nähe.

Gräfin Englesfield erhob sich. Sie hatte von ihrem Gemahl öfter den Namen Warrington nennen gehört, ohne jedoch die Beziehungen beider Männer zu kennen. Während der Bankier sich ihr näherte, musterte er die unbekannte Erscheinung vom Scheitel bis zur Sohle.

„Sie wünschen wahrscheinlich den Grafen zu sprechen,“ sagte sie. „Ich glaube nicht, daß wir uns kennen, Herr Warrington.“

Er schien ihre Worte überhört zu haben. Sie war nun in die Mitte des Zimmers vorgeschritten und voll lag das Licht des herabhängenden Lusters auf ihren abgehärmten Zügen.

„Frau Gräfin, Sie sind nicht meine Stieftochter,“ behauptete er fest.

„Ihre Stieftochter?“ sprach sie befremdet. „Wie, ich habe nie einen Stiefvater gehabt. Mein Papa lebt noch.“

Ein Gefühl tiefen Jammers übermannte sie. Die Erinnerung an ihre glückliche Kindheit, die Liebe ihres angebeteten Vaters und die Stunde, als sie diesen verließ, um einem Fremden in eine ihr unbekannte Welt zu folgen, alles tauchte lebhaft vor ihrem geistigen Auge auf und ließ sie doppelt das Elend der Gegenwart empfinden.

„Sie gestehen also selbst ein, Vili Vernon niemals gewesen zu sein?“ Sein Blick wich nicht von ihr.

Sie ward sehr blaß und senkte das Auge.

„Sie scheinen den Namen zu kennen,“ fuhr er schonungslos fort; „haben Sie die Güte, mir zu sagen, wann Sie jene Dame zum letztenmale sahen. Ich bitte jedoch der Wahrheit gemäß zu antworten, denn die Sache ist nicht ohne Bedeutung.“

Nelly rückte einen zweiten Stuhl zum Feuer.

„Bitte, setzen Sie sich. Es ist kalt draußen und Sie sehen müde aus.“

„Das bin ich auch,“ antwortete er schwerfällig. „Es ist weit von Moulton bis hierher. Waren Sie jemals dort?“

„Nein, aber in der Nähe — im Waldhause des Grafen.“

Warrington prallte betroffen zurück. „Ah! So; lassen Sie mal hören. War es nicht vor vier Jahren?“

„Ja, es wird zu der Zeit gewesen sein.“

„Sie haben einen ehrlichen Blick, gnädige Frau; sagen Sie mir ganz aufrichtig, wann haben Sie Fräulein Vernon?“

„Warum sollte ich Sie belügen? Ich habe jene Dame niemals gesehen.“

„Aber der Name ist Ihnen geläufig.“ Das Blut wich wieder aus ihrem Gesichte.

„Ja, der Name ist mir bekannt,“ stotterte sie.

„Woher?“
 Sie zögerte.

„Ich fürchte, Graf Englesfield zu erzürnen, wenn ich es sage.“

„Sind Sie seine Gemahlin?“

„Ja.“

„Und heiratheten den Grafen am 14. November 1881 in der Domkirche Londons?“

„Ja,“ gab sie erstaunt zu. „Woher wissen Sie es?“

„Mein Buchführer war Zeuge bei Ihrer Unterschrift; sie lautete Vili Vernon.“

Nelly beugte sich ängstlich zu dem alten Manne.

„War es ein Unrecht, was ich that?“ frug sie erregt. „Graf Englesfield sagte mir, es könne dem Mädchen nur Nutzen bringen. Ich wollte ihr gewiß nicht dadurch schaden.“

„So, sagte er das — und Sie sind jetzt seine Frau?“

„Natürlich! Sie müssen es doch wissen, wenn Sie selbst das Datum meiner Trauung kennen.“

„Armes, betrogenes Kind!“ sagte er mit ungewohntem Mitleid. „Mit verbundenen Augen rannten Sie in Ihr Elend und heiratheten einen Schurken.“

„O, reden Sie nicht so von meinem Gemahl, ich darf Sie nicht anhören,“ sprach Nelly ängstlich und warf einen scheuen Blick im Zimmer umher. „Wenn Sie irgend welche Aufklärungen brauchen, wäre es nicht besser, Sie fragen meinen Mann darum. Er wird böse sein, daß ich die Wahrheit sprach.“

„Ja, das wird er; hoffentlich läßt er es Sie nicht entgelten. Nehmen Sie hier meine Karte — ich hasse zwar die Menschen, Ihnen aber will ich ein Freund sein, und es wird nicht lange dauern, wo Sie des Bestandes bedürfen. Sie haben meine Adresse, wenn Sie die Hilfe eines Menschen brauchen, rufen Sie mich. Und jetzt führen Sie mich zum Grafen.“

Sie öffnete die Thür des Speisesaales und trat ein, gefolgt von Warrington.

Der Hausherr lag nachlässig, die Zigarre im Munde, auf einem Divan ausgestreckt. Dicke Rauchwolken kräuselten in der warmen Atmosphäre.

„Bist Du's, Nelly!“ frug er scharf, als die Thür sich langsam in den Angeln drehte.

„Ja, Hugo. Herr Warrington wünscht Dich zu sprechen.“

Englesfield nahm eben die Tasse von dem niederen türkischen Labouret, als Nelly den unerwarteten Besuch anmeldete. Er schlürfte behaglich den dunstenden Kaffee aus und nun erst wandte er sich seinem Gaste zu. Ein feindseliger Blick floß von Einem zum Andern.

Der Graf war sich seiner unsicheren Lage klar bewußt. Es durchzuckte ihn der Gedanke, seinen Gegner selbst anzugreifen, um der eigenen Fessel, womit er der Gewalt des Bankiers preisgegeben war, sich zu entziehen. Er wollte seine freundschaftlichen Beziehungen zu Warrington ganz außer Acht lassen und ihn offen angreifen — ihn sogar zu einem Angriffe treiben, wenn es nicht anders ging.

„Welchem Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches, Herr Warrington?“ frug er frech.

„Die Frage ist überflüssig; wie jeder gebildete Mensch, werden auch Sie die Zeitungen täglich lesen,“ antwortete der Bankier gelassen.

„Versteht sich — recht nette, kleine Geschichte, die in Egypten, eh? A propos, wie sind Sie denn eigentlich den jungen Lester schließlich losgeworden? Eine delikate Affaire, nicht wahr, den Messen des Partners auszuweisen.“

„Das ist meine Sache, Herr Graf; es wäre besser gewesen ich hätte Lester getraut als Ihnen.“

Graf Englefeld lächelte unheimlich.

„Bitte, Sie vergessen die Gegenwart einer Dame,“ und mit befehlender Handbewegung entließ er die junge Gräfin.

Dann deutete er mit frecher Ruhe auf einen Stuhl ihm gegenüber.

„Nehmen Sie Platz und vor Allem beruhigen Sie sich. Wir haben Einiges zu besprechen. Ihre Reise hat Sie wohl ermüdet, das nasse Wetter und die lange Fahrt! In Ihrem Alter entschließt man sich nicht leicht zu solcher Energie.“

„Bitte, bleiben wir bei der Sache,“ erwiderte Herr Warrington, und seine Augen flammten in Wuth und Zorn.

„Wie Sie wollen. Wir sprachen eben von Herrn Lester. Ich vermute, es hat Sie etwas überrascht, den Artikel in den Zeitungen zu lesen. Für die achtbare Stellung, die Sie in Moulton genießen, dünkt mir der Bericht etwas zu eingehend in die häuslichen Angelegenheiten Ihres Familienlebens, eh, Warrington. Immerhin fehlen aber einige romantische Einzelheiten, welche dem Artikel einen effektvolleren Nimbus verleihen würden. Als Sie eintraten, beschäftigte mich eben der Gedanke, wie sich diese Vorgänge in eine passende Form kleiden ließen, um den Artikel richtig zu ergänzen. Es ist nicht so leicht, als man glaubt. Was ist Ihre Ansicht darüber?“

„Meine Ansicht ist, das Sie ein abgefeimter Schurke sind!“ rief Warrington schraubend vor Wuth.

Graf Englefeld zuckte gleichgiltig die Achseln.

„Als Sie im November 1881 heiratheten, war es nicht meine Stieftochter, wie Sie vorgaben — wer war es also? Ich will es wissen,“ sprach Warrington energisch.

„Wenn Sie es durchaus wissen wollen, lassen Sie sich das Kirchenbuch zeigen.“

„Nah, was nützt mir das. Ein hohnvoller Spott für mich und das Mädchen, das sich Ihr rechtmäßiges Weib nun dünkt. Sie haben mich um mein Geld und Lili um ihre Ehre betrogen. Die Unterschrift ist falsch — die Ehe hat keine Gültigkeit. Sie werden mir Ersatz für die ausgestellte Summe leisten.“

„Das wäre das Letzte, was ich thun könnte,“ brach Englefeld in ein Hohngelächter aus. „In der That, ich war gerade daran, Sie um eine kleine Unterstützung anzugehen. Wenn zwei Männer ihre gewissen kleinen Geheimnisse haben, wie wir miteinander, so ist man gerne bereit, dem Anderen aus seinen Kalamitäten herauszuhelfen, um sein Schweigen zu erkaufen. Ein Wort kann unversehens eine Thot aufdecken. Halt, da fällt mir ein, Warrington, hat man nichts weiter von jener Jungfer gehört? In der Schilderung des Blattes ist Ihre Stieftochter allein erwähnt.“

Und einer Matter gleich richtete Englefeld seinen stechenden Blick auf Warrington.

Dieser wurde blaß.

„Wenn von ihr nicht die Rede ist, was geht mich das an. Ich habe die Jungfer seit dem Tage, als sie mit meiner Stieftochter mein Haus verließ, nicht mehr gesehen.“

„Ich glaube Ihrem Worte; es ist aber von größerer Bedeutung, ob der Gerichtshof sich mit dieser einfachen Angabe begnügen wird.“

(Schluß folgt.)

Freie Wahl.

Novellette von Paul Wllk.
(Nachdruck verboten.)

In der Thür Fräulein Elise von Fredrichs ging die elektrische Glocke. Schnell eilte Babette, die Jose, an das Guckloch, zu sehen, wer da sei.

Baron Guido von Linden-Lindhof, gab seine Karte ab.

„Ich bedaure, Herr Baron,“ lächelte die Kleine, „das gnädige Fräulein ist nicht zu sprechen.“

„Unsin!“ nälte der Baron, kniff der Jose in die Backen, gab ihr einen Thaler, schob sie beiseite und ging ohne weiteres in das Vorzimmer.

Lächelnd folgte ihm Babette. „Aber der Herr Baron können sich darauf verlassen, — die Gnädige hat strengen Befehl gegeben, niemand vorzulassen; übermorgen ist Premiere des neuen Dramas, und die Gnädige studiert noch die neue Rolle.“

„Na ja,“ nälte der Baron weiter „ist ja schon gut, machen Sie doch nicht so viel Summ, — ich werde warten, bis die Gnädige fertig ist.“ Damit legte er den Hut und Stock fort, zog die rothbraunen Glacés ab und ließ sich in einem Fauteuil fallen.

„Ich fürchte nur, der Herr Baron können lange warten, denn wenn das gnädige Fräulein beim Studieren ist, dann nimmt sie auf niemand Rücksicht, am wenigsten auf sich selbst, dann ist und trinkt sie nicht — jetzt ist es elf Uhr, und vor zwei büßte sie wohl kaum zu Ende sein.“

„Kleine Hege!“ — lächelnd fixierte er die dralle Jose, — „hier haben Sie einen Goldfuchs, nun gehen Sie hinein und sagen Sie, daß ich da sei, —“ er

gab ihr das Geld und küßte sie herzlich — aber jetzt keine Widerrede mehr, marsch, hinein!“

Schmunzelnd ging die Kleine ab!

Indessen trat Baron Guido vor den Spiegel und hielt große Musterung ab. Er strich den blonden Schnurrbart hoch, fuhr glättend mit der rechten Hand über die spärlichen blonden Kopshaare, rückte dann die schottisch-karrierte große Kravatte zurecht, zupfte an dem langen hellgrauen Gehrock, strich über die weiten hellgrauen Hosen und lächelte endlich selbstbewußt und zufrieden: alles nach der letzten Mode, sehr chic und dabei sehr, sehr comme il faut — hä! hä! hä!

Jetzt kam Babette zurück. Boshast lächelnd sagte sie: „Es thut dem gnädigen Fräulein außerordentlich leid —“

„Ach, ist ja Unsin!“ rief er dazwischen.

„Wenn der Herr Baron um fünf Uhr wiederkommen möchten.“

Baron Guido wurde roth vor Aerger. Kurz entschlossen nahm er Hut, Stock und Handschuhe, und wollte gehen.

In diesem Augenblick ging die elektrische Thürglocke wieder.

Babette eilte hinaus, und der Baron folgte ihr.

Ein Fremder war da. Ein eleganter Herr, groß und schlank, ganz in Schwarz gekleidet, ernst, aber vornehm höflich.

Babette wiederholte ihr Bedauern: die Gnädige sei nicht zu sprechen.

Aber da trat der Baron heran und erkannte den Fremden: „Ja, aber lieber Hochstetten, ist es denn wirklich möglich? Du, Du selbst, alter Afrikamensch — oder ist es Dein Geist nur!“ Und ohne weiteres, trotz der verblüfften Jose, zog er den alten Freund mit und betrat mit ihm von neuem das Vorzimmer. Neugierig und wartend folgte Babette.

„Ja, aber lieber Karl,“ begann der Baron, „wo kommst Du denn so plötzlich her!? Seit einem Jahr im dunkelsten Afrika verschollen, ohne Nachricht, ohne alles, und nun plötzlich: Da bin ich! — Ja, was soll das heißen?“

„Mein lieber Linden,“ antwortete der Fremde — unangenehm berührt durch die Anwesenheit und Zubringlichkeit des Barons — „Du weißt, ich bin kein Freund von unnöthigen Worten, und ich liebe die Ueberraschungen.“

„Aberdings weiß ich das. Aber das ist doch keine Entschuldigung.“

„Soll es ja auch gar nicht sein.“ „Sehr gut,“ nälte Linden, „und was willst Du hier?“

Der andere sah ihn fragend an, dann ernst: „Und Du, was wolltest Du hier?“

„Na, erlaube mal, ich — ich bin hier, — — nun, die Gnädige und ich sind eng befreundet.“

„So, so.“ Weiter sagte der Fremde nichts zu ihm, dann gab er der Jose seine Karte. „Bitte, melden Sie mich.“ Er sagte das in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ, so daß Babette ging.

„Du, das ist umsonst,“ sagte Linden, der erstaunt war über das selbstbewußte Auftreten hier im Hause der Diva.

„Na, wir werden ja sehen,“ antwortete der andere nur.

„Höre mal, Hochstetten,“ begann der Baron wieder, „kennst Du denn die Gnädige näher?“

„O ja,“ lächelte dieser, „wir sind ja Nachbarkinder, wir waren wie Bruder und Schwester.“

„So, also wie Bruder und Schwester,“ — der Baron athmete erleichtert auf.

„Na, weißt Du, da kann ich es Dir ja sagen — ich will nämlich morgen um die Hand der Gnädigen anhalten.“

Der andere fuhr zusammen, beherrschte sich aber und erwiderte dann lächelnd: „Na, viel Glück!“

„Danke,“ sagte Linden, „ja, ich bin sehr glücklich, na und unter uns gesagt, sie macht doch 'ne gute Partie an mir, — ich bin reich, unabhängig, Stellung, Name, na und bei Jahren bin ich ja auch noch.“

„Steht sie Dich auch noch dazu?“ lächelnd flirtete er ihn.

Der Baron lächelte auch: „Das weiß ich nicht, aber das wird schon noch kommen, wenn sie erst meine Frau ist.“

Jetzt kam Babette zurück: „Die Gnädige lassen bitten.“

Die Männer sahen sich an. Baron Linden war erstaunt. Der andere lächelte. Und Babette ging kläglich hinaus.

„Du, hör mal, lieber Hochstetten,“ hat nun der Baron, „Du bist doch mein Freund, thu mir den Gefallen, leg Du ein gutes Wort für mich ein — ja, willst Du?“

„Soll ich für Dich anhalten?“ fragte dieser lächelnd.

„Na, Scherz beiseite, sag ihr, daß ich sie anbeete, daß ich es ehrlich meine, schildere ihr meine Stellung, meinen Reichtum, ihre glänzende Zukunft und so weiter — ja, willst Du?“

„Ich verspreche Dir feierlichst, daß ich alles thun will, was ich für Dich thun kann! Wenn die Gnädige Dir hold ist, so will ich Eure Hände in einander legen, — zufrieden?“

Linden gab ihm die Hand und ging.

Als er fort war, sah Hochstetten ihn nach mit ernstem, fast finsternem Blick, dann raffte er sich auf und klopfte an die Thür zu ihrem Zimmer.

Im nächsten Augenblick standen sie sich gegenüber.

„Elise,“ rief er, und staunte sie an mit bewunderndem Blick.

Und sie sah ihn lächelnd an; endlich kam sie näher, reichte ihm die Hand und sagte: „Sieh da, der Herr von Hochstetten! — ei, ei! ein so seltener Gast, — was verschafft mir denn die Ehre?“

Er fühlte, daß er roth wurde. Der Aerger stieg hoch in ihm. Er hörte wohl die Ironie, trotz des freundlichen Tones.

„Sie sind mir böse, Elise,“ sagte er nur.

„Aber wie kann ich das, mein Bester! Wenn Sie nicht mehr zu mir kommen wollen, so muß ich mich eben in das Unwahrnehmbliche zu fügen suchen.“

Er wurde immer erregter, nur mit Gewalt hielt er an sich, als er sagte: „Ich bitte Sie, Elise, nicht diesen Ton! Wenn Sie mir zürnen, dann sagen Sie's mir frei heraus. Ich will dann versuchen, Ihre Verzeihung zu erringen.“

„Liegt Ihnen denn daran?“

„Elise!“

„Nun gut; warum haben Sie seit etnem Jahre nichts von sich hören lassen?“

Er schwieg. Ernst, fast finster sah er sie an.

„Soll ich es Ihnen sagen,“ fuhr sie auf, „weil Sie mich auf die Probe stellen wollten, weil Sie sehen wollten, ob ich Ihnen die Treue halten könne, die ich Ihnen versprach, — stimmt es?“

Noch immer schwieg er, leicht nur nickte er mit dem Kopf.

„Wußte ich es doch!“ rief sie erregt, „Mißtrauen für die Liebe, die ich Ihnen entgegenbrachte! — das soll mich nicht verletzen! Ja, für was halten Sie mich denn, daß Sie wagen, mir so etwas zu bieten!“ Hoch erhoben stand sie vor ihm in maßloser Erregung.

„Elise,“ begann er mit fester Stimme, „hören Sie mich erst an, dann urtheilen Sie. — Als ich Sie kennen und lieben lernte, waren Sie die gefeierte Künstlerin, der alle Welt huldigend zu Füßen lag, und ich war der unbekannte Gelehrte, ebenso arm wie verdienstlos. Als Sie mir damals Ihre Liebe schenkten, war ich beglückt, herauscht, wochenlang wie von Sinnen, dann aber, als ich aus dem Taumel erwachte, fühlte ich das Drückende, das auf mir lastete, — Ihre Liebe erdrückte mich! jawohl! und deshalb einzig: weil ich es nur zu deutlich empfand, daß ich im Vergleich zu Ihnen ein Nichts, ein unbedeutender Mensch war, — und da wurde Ihre Liebe zur Qual für mich, denn es war ein Almosen, das ich von Ihnen empfing.“

Beide schwiegen und sahen sich an. Dann sprach er weiter: „Und darum raffte ich mich auf, nahm Abschied und ging in die weite Welt hinaus, zu kämpfen, um doch wenigstens etwas ganz zu werden, um so auch die Anwartschaft auf das hohe Glück zu haben, daß Sie mir versprochen. — Sehen Sie, das hat mich fortgetrieben.“

„Nun und jetzt?“ fragte sie schüchtern.

„Jetzt,“ fuhr er fort, „jetzt habe ich etwas erreicht. Meine Forschungen haben mir eine Stelle im Ministerium verschafft, jetzt bin ich, Auch einer!“ — lächelnd sah er sie an, und da sie schwieg, sprach er weiter: „Ja und jetzt komme ich im Auftrage des Herrn Baron von Linden-Lindhof, um für ihn Ihre Hand zu erbitten.“

Sie lachte laut los.

„Allen Ernstes,“ sagte er, „ich hab's ihm versprochen, ein Wort für ihn zu reden. Er ist mein Freund.“

„So sagen Sie Ihrem Freunde im Vertrauen, daß er sich keinen Korb holen solle.“

„Aber wie denn — der gute Baron ist ja eine brillante Partie — Sie sollten das doch bedenken —“

„Hören Sie auf, ich bitte Sie!“

„Ja, genießt er denn nicht den Vorzug, Ihr Intimus zu sein?“

„Bewahr' mich der Himmel! Er huldigte mir, allerdings mehr als alle anderen, und er amüsierte mich, das war alles.“

„Armer Baron, da kann ich Dir auch nicht helfen,“ sagte er und sah sie freudeleuchtend an.

„Sie sind ein schlechter Komödiant,“ sagte sie nach einer Weile. „Das Herz liegt ja in Ihren Mienen.“

„Nun, und was sehen Sie daraus?“

„Daß Sie ein närrischer verliebter Geselle sind!“

„Elise!“ jubelte er. Und dann lag sie in seinen Armen.

Als um fünf Uhr der Baron kam, konnte er den beiden zur Verlobung gratulieren, er that es auch, aber heimlich ärgerte er sich sehr. Schließlich sagte er sich, sie wird ihn doch wohl lieben, sie hatte ja ein ganzes Jahr lang freie Wahl und hat doch keinen andern genommen, — ja, ja die Weiber! ah!

Gesellschaftsleben in Persien.

Von Fritz Focke.
(Schluß.) Nachdruck verboten.

Wenn ein Besuch zu machen ist, ganz gleich, ob offiziell oder freundschaftlich, so ist es Sitte, sich vorher anzumelden. Sind Gast und Gastgeber von hohem und gleichem Range, so geschieht es schriftlich und wird ebenso bestätigt. Ist der Besucher höheren Standes, als der zu Besuchende, so wird einfach mündliche Nachricht gegeben, die der Sekretär des Gastgebers und zwar je nach dem gegenseitigen Standesverhältnis, vielleicht einen Tag oder einfach einige Stunden oder noch weniger zuvor entgegennimmt. Die Sitte erfordert es, daß man in einem nicht nur dem eigenen Stande, sondern auch dem des Gastgebers entsprechenden Style auftritt. So z. B. mag der Besucher von einem großen berittenen Gefolge von Dienern, oder einfach nur von einem oder zweiten begleitet sein. So wie er sich dem Hause des Gastfreundes nähert, kommt ihm ein berittener Diener entgegen, der sogleich in aller Eile zurückkehrt und seine Ankunft meldet. Nachdem der Besucher herabgestiegen ist, wird er von einer seinem Range entsprechenden Anzahl Diener durch das Grundstück geführt. Von dem Gastfreunde wird er je nach dem gegenseitigen Verhältnis der gesellschaftlichen Stellung empfangen — entweder an den äußeren Stufen, an der inneren Thür, in der Mitte des Empfangszimmers, oder beim Divan, wo der Gastfreund vielleicht steht oder gar sitzen bleibt. Es ist eine dem Gastfreunde unverzeihliche Beleidigung, wenn er seinem Besuch begegnet, ohne ihm weit genug entgegen gegangen zu sein, während es für ihn eine nicht wieder gut zu machende Selbsterniedrigung bedeutet, wenn er zu weit entgegengekommen ist. Dasselbe System wird in Bezug auf das Sitzen beobachtet. Die von gleichem Range besetzten Stühle in gleicher Entfernung von

Es regnet!

Von Oskar Kresse.

(Nachdruck verboten.)

der Thür. Sei er nun Gast oder Gastfreund — jeder einzelne Gegenwärtige — ganz gleich ob es ein Gast ist oder ein Duzend — alle müssen ihre Plätze kennen und sorgfältig vermeiden, einen höheren, als den ihnen gebührenden Sitz einzunehmen, selbst wenn sie dazu auf das dringendste genöthigt werden.

Nachdem sich der Gast gesetzt hat, verbeugen er und der Wirth sich gegenseitig und dann gegen jeden andern Besucher oder anwesende Familienglieder in einer standesgemäßen Form. Gewisse formelle Complimente werden ausgetauscht, und die Unterhaltung beginnt, wobei Erfrischungen eingenommen werden. Die Perser sind schneller, munterer und lebendiger, als die Türken, obzwar sie keineswegs in irgend einer anderen Beziehung letztere übertreffen, und daher ist eine formelle Visite — wenngleich sie nicht gut unter 1 bis 2 Stunden lang sein kann — im allgemeinen ganz unterhaltend. Gesellschaftliche Fragen, Litteratur, Philosophie, Moral und Kunst werden mit Geläufigkeit und Geist diskutiert, oft durch Anführungen aus den Dichtern oder scherzhafte Anekdoten und Späße belebt.

Das Servieren von Erfrischungen bei zeremoniellen Visiten geschieht nach vorgeschriebener Ordnung, welche die langbestehende Sitte unbeugsam bestimmt hat. Ihre Art und Weise bei jeder Gelegenheit hängt von dem gegenseitigen Standesverhältniß der betreffenden Parteien ab, zum Theil auch von der Jahreszeit. In der warmen Saison nehmen Erfrischungen den Platz einiger warmen Getränke ein. Als allgemeine Regel werden — vorausgesetzt, daß Gast und Wirth gleichen Ranges sind — Sorbets (eine Art Limonade), Thee und Tabakpfeifen abwechselnd serviert. Zuletzt wird auf ausdrücklichen Befehl des Hausherrn Kaffee vorgelegt. Dies wird als ein Zeichen zum Ausbruch verstanden, und nachdem der Gast die kleine Tasse schwarzen Kaffees getrunken, verbeugt er sich gravitätisch, drückt seine Freude über die freundliche Aufnahme aus und bittet um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Er wird vom Hausherrn an die Thür, genau bis zu dem Punkt, wo er empfangen worden — aber auch nicht einen Schritt weiter — begleitet.

Es sei noch hinzugefügt, daß die Erfrischungen von ebenso vielen Dienern in Strümpfen aufgetragen werden, als Personen gleichen Ranges anwesend sind, und man bietet sie jedem genau in demselben Moment an. Dann werden die niedrigeren Standesbedienten, je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung. Die Diener müssen sich beständig in den Hintergrund zurückziehen. Sind die Söhne, Enkel oder Brüder des Hausherrn gegenwärtig, so sitzen sie nach ihrem Alter geordnet bei, d. h. hinter ihm. Eine Thatsache darf ein Europäer bei solchen Gelegenheiten nie vergessen: Ein Perser macht sehr selten eine Anspielung auf seine Frauen, wenn er sich mit vornehmen Herren unterhält, und es ist eine große Beleidigung, sich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen oder sie grüßen zu lassen.

Welch wunderbarer Vorgang im Reiche der Natur ist doch der Regen! Ohne sichtbare Kräfte, ohne Dampfmaschinen oder andere handgreifliche Hilfsmittel werden alljährlich 10 Billionen Zentner Wasser aus dem Meere geschöpft und hoch über unsere Köpfe hinweg über alle Lande getragen, damit sie regelmäßig unsere Fluren begießen, um eine moderne Kultur des Bodens zu ermöglichen. In der That ein großartiges Wunder!

Der Kreislauf jener 10 Billionen Zentner Wasser ist uns bekannt. Aus dem Meere steigt es durch Verdunstung in die Lüfte, die Winde führen es pfeilschnell über das Land, hier gestaltet es sich unter gewissen Bedingungen zu Wolken, und aus diesen strömt nach bestimmten Gesetzen der segensbringende Regen auf die durstenden Auen hernieder, von denen es endlich die Flüsse wieder dem Meere zuführen.

Bedenkt man, wie unendlich viele Bedingungen erfüllt werden müssen, bevor ein Tropfen Regen zu uns kommt. Bedingungen, die kein Mensch zu fassen und überschauen vermag, so wird man leicht erkennen, daß alle Versuche, das Wetter, auch nur des nächsten Tages mit Bestimmtheit vorauszusagen, nutzlos sind. Wenn trotzdem ein meteorologisches Institut behauptet, daß 80 % seiner Prophezeiungen im Laufe eines Jahres eintreffen, so liegt dies nur an der geschickten Art der Abfassung derselben. Der Text ist nämlich in der Regel so gehalten, daß jedes der Jahreszeit nach mögliche Wetter eintreten kann. Wenn man z. B. am 20. Juni, an welchem Tage es heiß und trocken ist, für den 21. Juni prophezeit: „Wärmeres Wetter, mäßige bis frische südwestliche Winde, Gewitter nicht ausgeschlossen,“ so kann dann schließlich das Wetter sein, wie es will; diese Prophezeiung muß eintreffen, denn der Verfasser hat sich gegen alle möglichen Vorkommnisse gedeckt. Das einzige, was hierbei bestimmt lautet, ist die Angabe der Windrichtung. Schon die alten Griechen wußten 400 Jahre vor Christi Geburt, daß auf der nördlichen Erdhälfte der Südwind gewöhnlich in Westwind, dieser in Nordwind, dieser in Ostwind und dieser wieder in Südwind überzugehen pflegt. Auf der südlichen Halbkugel unseres Planeten ist es gerade umgekehrt. Die Windrichtung wechselt von Süd nach Ost, dann nach Nord, nach West und kehrt von da nach Süd zurück. Diese Regel ist zwar nicht absolut feststehend, weil örtliche Hindernisse, wie Gebirge, Wälder u. s. w. die Windrichtung ablenken können, im großen und ganzen aber trifft sie zu, und man kann daher mit einer gewissen Sicherheit die der bestehenden folgende Windrichtung voraussagen. Verschiedene instinktive Aeußerungen von Thieren, besonders aber die Art der Bewölkung bildet für den Landmann ein sicheres Mittel, das Eintreten von Regen einige Stunden vorher zu erkennen.

Sehen wir uns nun die Wolken etwas näher an. Sie entstehen durch das Zusammenstoßen einer kalten mit einer warmen Luftschicht. Letztere führt immer große Mengen Wasserdampf mit sich. Wird nun ihre Temperatur durch einen kalten Luftstrom vermindert, so scheidet sich der Wasserdampf aus und ballt sich zu Wolken zusammen. Heiteres, schönes Wetter geht niemals in Regenwetter über, ohne daß vorher hoch oben im Luftmeere Federwolken erschienen sind. Sie zeigen die Ankunft eines warmen Luftstromes an, der sich abzukühlen beginnt und daher Wölkchen bildet. Diese sind die Vorboten des Regens. — Wenn Morgens feuchte Luftströme von der Erde emporsteigen, so bilden dieselben in unbedeutender Höhe die Haufenwolken, die weiß und hell in der Sonne glänzen und oft gewaltigen Gebirgen gleichen. Werden diese Wolken mit zunehmender Abkühlung dichter und dunkler, so nennt man sie Schichtwolken. Diese endlich verwandeln sich in die schweren dunkelgrauen fast schwarzen Regenwolken, sobald die Luft in der Umgebung der Wolken sich soweit abgekühlt hat, daß der Wasserdampf in flüssige Form übergehen und zu Regen werden kann.

Wir sehen also, daß alle diese Arten von Wolken fast immer bevorstehenden Regen anzeigen, der allerdings durch einen starken Wind vertrieben und schnell nach einer andern Gegend geführt werden kann.

Nur eine einzige Art von Wolken, die Schäfchenwolken, zeigen andauernd gutes Wetter an. Sie sind flockenartig — mit einer weichen Schafherde vergleichbar — über den Himmel zerstreut und entstehen durch das Darüberhinfließen eines wärmeren Luftstroms über einen kälteren. Es kann aber kein Regen entstehen, wenn sich diese Ströme verschiedener Temperatur nicht vermischen.

Das Vermischen einer kalten mit einer warmen Luftschicht ist erst die Bedingung zur Erzeugung des Regens, und jede anhaltende Trockenheit legt uns die Frage nahe, ob nicht auf künstlichem Wege Regen hervorgerufen werden kann. Als im Jahre 1892 in Amerika große Trockenheit herrschte, traten sofort mehrere Männer mit Projekten auf, Regen zu erzeugen. Der eine wollte mit Dynamitschüssen, der andere mit Luftballons, die oben platzen sollten, die ewig heitere Atmosphäre erschüttern, wodurch sie zur Hergabe des erquickenden Regens angeregt werden sollte. Diese Projekte mögen lächerlich sein; sie beweisen aber den eminent praktischen Sinn der Amerikaner. Bei uns im alten Europa kann alles verdorren, ohne daß jemand wagt dem Gedanken an künstlichen Regen auch nur nachzuhängen, geschweige denn zu äußern. Und doch hat uns der allweise Schöpfer den Verstand gegeben, damit wir ihn üben und darüber nachdenken, wie wir die Natur und ihre Gesetze zu unserm Vortheil lenken. Warum sollte man durch Probieren und Studieren nicht dahin gelangen auf künstlichem Wege in der heißen, mit Wasserdampf angefüllten Luft eine, wenn auch nur wenig umfang-

reiche Regenwolke hervorzurufen? Sollte es hierzu nicht schon genügen einen kalten Luftstrom von größerer Ausdehnung zu erzeugen und denselben in einer gewissen Höhe mit der warmen Luftschicht zu vermischen? Das ist die Frage, die uns stets beschäftigt, wenn eine andauernde Trockenheit sich einstellt. Weit schlimmer aber noch ist die Gefahr zu großer Nässe. Da fragen wir uns: giebt es kein Mittel einen allzulange anhaltenden Landregen zu vertreiben, oder wie schützen wir die Ernte vor dem Verderben durch einen solchen?

Wir sind der Meinung, es giebt dergleichen Mittel, dieselben können aber nur durch reifliches Nachdenken und Probieren gefunden werden, Vorschläge könnte man in großer Zahl machen. Dies ist jedoch nicht der Zweck dieser Zeilen. Dieselben sollten unsere Leser nur mit solchen Gedanken überhaupt vertraut machen und ihm zeigen, welche ungeheures Triebwerk der Schöpfer im Regen allein in Bewegung setzt, um ein so hilfloses, schwaches Geschöpf wie der Mensch ist, zu erhalten, der in seiner Eitelkeit sich als die „Krone der Schöpfung“ bezeichnet.

Wodurch wird die Zimmerheizung gesundheitschädlich?

Von Dr. Hans Fröhlich.
(Nachdruck verboten.)

Jeder ist der Wettermacher seines Zimmerklimas. Dies sollte man von Beginn des Winters an stets bedenken und befolgen. Ebenso wie man vor Verlassen des Hauses sich über das Wetter draußen vergewissert und durch wärmere Kleidung oder „Beschirmung“ dessen Launen sich anpaßt, so sollte man beim Eintreten von draußen in das geheizte Zimmer durch Schnüffeln und tiefe Probeathmungen das Binnenklima auf seine Luftreinheit und Staubfreiheit untersuchen. Denn verweilt man erst längere Zeit im Zimmer, so gewöhnt man sich, freilich zum Schaden seiner Gesundheit, auch an schlechte Luft; kommt man aber aus der reinen Außenluft direkt in die Häuslichkeit, so bemerkt man bei einiger Aufmerksamkeit sofort, ob Verbrennungsgase oder brenzliche Stoffe das Binnenklima verpesten! Ist dies der Fall, dann besteht die erste Abhilfe im Fensteröffnen! Ueberhaupt ist Heizung und Lüftung ein Zwillingbegriff, der sich absolut nicht trennen läßt.

Wodurch wird aber bei der Heizung die Luft verdorben? Wenn das Feuerungs-material im Ofen ordentlich brennt, wenn

der Ofen genügend „zieht“, so findet fortwährend eine so starke Luftaufnahme von der Stube her durch die Ofenthüre statt, daß z. B. die Flamme eines vor die Oeffnung der Ofenthüre gehaltenen brennenden Streichholzes weit hineingezogen wird. Dieser stundenlange mächtige Luftverbrauch muß natürlich durch die Stubenluft ersetzt werden, und diese bezieht ihren Bedarf von außen durch Fußböden, Thüren und Fenster. In dem Zwischenraum zwischen Fußböden häuft sich nun aber allmählich eine große Menge Schmutz an, welcher sich von Jahr zu Jahr vermehrt; es entwickeln sich darin verschiedene Gärungs- und Fäulnisprozesse, reichlich unterhalten durch das eindringende Schmutzwasser vom Scheuern, und durch die Exkremente von Mäusen und anderem Ungeziefer. Strömt nun die Luft durch solch einen verpesteten Fußboden, so wird sie natürlich bedeutend verunreinigt. Auch durch die Thüren bringt nur sehr selten wirklich reine Luft ein, da sie auf den Hausflur münden, welcher meist den Sammelpunkt aller Gerüche aus Küche, Kammer und Kloset bildet. Die einzig rationelle Lüftung kann also nur durch geöffnete Fenster geschehen. Daher lasse man, namentlich beim Beginne der Heizung, die Fenster einige Zeit offen stehen, damit noch ein genügender Vorrath an frischer Luft in's Zimmer eindringt. Es wird dies auch bedeutend zum ordentlichen „Ziehen“ des Feuers beitragen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Äpfel und Birnenschalen zu verwerten. Behufs Verwendung von Äpfel und Birnenschalen wasche man dieselben sauber ab und stelle sie mit soviel Wasser, daß sie bedeckt sind, über Feuer. Hierauf lasse man dieselben einkochen, bis das Wasser etwas unter den Schalen steht, treibe den Saft durch ein feines Sieb, koche ihn mit Zimmt, Zitronenschale und Zucker nochmals auf und mache ihn mit etwas in kaltem Wasser klargerührtem Kartoffelmehl feimig. Das Ganze kann warm oder kalt als Suppe aufgetragen werden.

Schlechte Eier zu erkennen. Schlechte Eier werden oft gekauft, weil man sie nicht zu beurtheilen versteht. Der sicherste Weg, die Eier zu prüfen, besteht darin, sie gegen das Licht zu halten und mit der Hand einen geschlossenen Brennpunkt zu bilden. Wenn die Eierschale bei solcher Betrachtung mit kleinen dunklen Punkten besetzt ist, so sind die Eier zweifelhaft. Erblickt man keine Durchsichtigkeit in den Schalen, so müssen die Eier weggeworfen werden.

Verwendung von Kartoffelwasser. Das Wasser, in welchem Kartoffeln gekocht worden sind, ist trefflich gegen Frostbeulen. Die Füße oder Hände müssen, so heiß man es er-

tragen kann, in dem Wasser gebadet werden. Dies wird augenblickliche Linderung gewähren und das Aufbrechen verhindern.

Humoristisches.

Auch ein Kinderfreund. Herr: „Ich hab' die Kinder recht gerne — aber nur wenn sie weinen.“ — Dame: „Sonderbar, wenn Sie weinen?“ — Herr: „Ja, weil man sie dann hinausführt.“

Aufrichtig. Professor (zu einem Medium): „Also Sie können wirklich die Geister zittern, ist das wahr?“ — Medium: „Sawohl, Herr Professor, ich zitiere sie, aber sie kommen nicht!“ Durch die Blume. Er: „Trudchen, mit diesem Kusse sag' ich Dir Alles: Hast Du mich verstanden?“ — Sie: „Ach bitte, wiederhol's nochmal!“

Logisch. Mama: „Du, Arthur, aus dem, was Du da geschrieben hast, kann kein vernünftiger Mensch flug werden.“ — Schöchen: „Run, Mama, das ist ja auch gar nicht nötig; wozu braucht denn ein Vernünftiger flug zu werden?“

Eingeschmuggelt. Ein Handlungsreisender tritt Abends, mit seinem Musterpaket unterm Arm, in den Saal, wo Konzert stattfinden soll, geht am Kassirer vorbei, wird aber von diesem angehalten: „Ihr Billet, mein Herr.“ — „Hab' kein's.“ — „Dann darf ich Sie auch nicht einlassen.“ — „So, dann kann heute Abend das Flötensolo spielen, wer will.“ — „D, bitte um Entschuldigung! Wollen Sie nur eintreten.“

Gottvertrauen.

Wenn in bangen, trüben Stunden
Zu mir dringt kein Hoffnungsstrahl,
Wenn mein Herz nicht Trost gefunden
In des Lebens Jammerthal,

Zum Himmel hebt mein Blick sich still:
„So mag geschehen, wie Gott will!“

Wenn ringsum herrscht düstre Nacht,
Im Sturmgebraus die Wolke zieht,
Wenn mir kein Sternlein freundlich lacht
Und mir kein Blümlein hold erblüht,

Will treulich ich am Glauben halten:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten!“

Und wenn der Sonne Strahlen dringen
Dann durch des wirren Nebels Flor,
Wird Jubel sich vom Herzen ringen,
Das Glaub' und Hoffnung nicht verlor.

Verscheucht ist, Heil, die bange Nacht:
„Der Herr hat Alles wohl gemacht!“

Räthsel.

Es ist der Gegensatz vom Leben,
Doch Tod ist es darum noch nicht.
Du siehst's von fern her zu Dir schweben,
Doch in der Ruhe schauft Du's nicht.
Und hat's erblickt auch Jedermann,
Ist Keiner, der es fassen kann.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Wunderhorn.

Meinen Mitmenschen
welche an Magenbeschwerden, Verdauungs-
schwäche, Appetitlosigkeit etc. leiden, theile ich
berzlich gern und unentgeltlich mit, wie
sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich
dieserlei befreit wurde.
Pastor a. D. Kypke in Schreiberhan
(Steiergebirge). 2216

Georg Schuster,
Markneukirchen i. S.
Musikinstrumenten-,
Saiten-Manufactur
und Versand.
Illustr. Preislisten un-
sonst und portofrei.

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich
Inserate 15 Pfennig die Zeile.
Süddeutsche Thier-Börse
Verbreiteste Organ für Geflügel,
Fachzeitung Süd Deutschlands, Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht.
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände
Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostzeitungsliste No. 6123.

Alle gebraucht. Brief-
mark, kauft fort-
während (Prosp.
gratis) G. Zochmeyer, Nürnberg.

Ia. Süßrahmbutter 8 1/2 Pfd.
M. 9. fc. Nachn. 25119
H. Kemmerling Herforst b. Trier.

Thüringisches
Technikum Ilmenau.
Höhere u. mittlere Fachschule für:
Elektro- und Maschinen-Ingenieure;
Elektro- u. Maschinen-Techniker und
-Werkmeister Direktor Jentzen.
Staatskommissar.